

Wer ist eigentlich ...



»Hilfe! Ich sterbe!«, ruft Phettberg im Treppenhaus. Als wolle er sichergehen, dass die Nachbarn wissen, dass er noch lebt

... der wüste Alte im Asia-Imbiss?

Als FRANZISKA TSCHINDERLE ihn das erste Mal ansprach, saß er bei ihrem Lieblingsvietnamesen – von oben bis unten mit Suppe bekleckert. Früher war Hermes Phettberg ein Starmoderator. Heute hat die Welt sich von ihm abgewandt. Dabei hat Phettberg ihr noch so viel zu sagen

Pro Stockwerk 23 Stufen, 69 Stufen insgesamt. Und bei jeder Stufe ächzt der gebückte Mann vor mir. »Oh Gott! Oh Gott!«, stößt es aus ihm hervor wie aus einer alten Dampflok. Wenn seine klobigen Schuhe abrutschen, denke ich, dann liege ich da unten, erschlagen von einem, der nicht ohne Grund Phettberg heißt. Ein Mann, der früher 170 Kilogramm wog und heute noch immer einen unförmigen Bauch vor sich herschiebt, wie ein schwerer Sack hängt er an ihm herunter. Der Aufstieg zu Phettbergs Wohnung fühlt sich jedes Mal an wie eine Expedition. Vorn geht Martin und zieht geduldig an Phettbergs überraschend faltlosen, weichen Händen. Martin ist eigentlich Fotograf und hier, um den Phettberg zu fotografieren, aber es kommt nie dazu, weil er ihn immer irgendwohin hieven muss. Hinten gehe ich, relativ unbeholfen, und rede den beiden gut zu. In der Mitte stolpert Phettberg, gekrümmt wie ein rechter Winkel, dessen Rufe gespenstisch durch das Treppenhaus hallen: »Hilfe! Ich sterbe!« Die Nachbarn scheint das nicht zu kümmern. Phettberg hat schon oft seinen Tod im Treppenhaus verkündet – als würde er immer wieder die Hauptrolle in einer tragischen Oper spielen. Und als wolle er sichergehen, dass die Nachbarn wissen, dass er, der »Elende« aus dem dritten Stock, noch lebt.

Hermes Phettberg, 65, war in den Neunzigerjahren ein Starmoderator, der mit seiner Sendung *Phettbergs Nette Leit Show* über die Grenzen Österreichs hinaus bekannt wurde. Auf der Straße bat man ihn um Autogramme. Harald Schmidt und Sandra Maischberger luden ihn in ihre Talkshows ein. Und das, obwohl oder gerade weil Phettberg über Sachen sprach, über die man nicht sprechen durfte. Seine Person war ein einziger Tabubruch: fettleibig, schwul, freßsüchtig, katholisch und masochistisch. Man könnte meinen, das hält eine kleine, konservative Alpenrepublik nicht aus. Aber sie musste.

Journalisten, Regisseure und Künstler wollten Phettberg im Rampenlicht haben, weil er faszinierend und abstoßend zugleich war. Die Zuschauer liebten es. Phettberg sprach von Peitschenhieben, von prallen Männerärschen in Bluejeans, vom Gefühl, »angebrunzt« zu werden. Und er tat es so sachlich und geduldig, als wäre es das Normalste auf der Welt. Indem er sich beharrlich und konsequent einem angepassten Leben widersetzte, wurde Hermes Phettberg zum wohl kontroverssten Showmaster im deutschsprachigen Raum.

Dann, nach drei Schlaganfällen, ging es bergab. Phettberg wird beschwaltet, muss Windeln tragen und kann die Wohnung nicht mehr allein verlassen. Er erkennt seine alten Freunde nicht mehr, oder sie wechseln die Straßenseite, wenn sie ihn in seinem Rollstuhl sehen: ein Männlein mit unfrisierten langen

Haaren, fleckiger Lederjacke und tief hängenden Tränensäcken.

Heute lebt Phettberg als Sozialhilfeempfänger bei mir um die Ecke im 6. Wiener Gemeindebezirk. Zum ersten Mal traf ich ihn bei meinem Lieblingsvietnamesen. Es war ein Sonntag, ich wollte mir eigentlich nur schnell was zum Mitnehmen holen. Da sah ich Phettberg in der Ecke, gleich neben dem buddhistischen Altar, wie er Pho Tai Chin aß – Nudelsuppe mit fein geschnittenem Rindfleisch –, die sich über sein T-Shirt, den Rollstuhl und den Fußboden um ihn herum verteilte.

Ich beschloss, ihn anzusprechen, aber es kostete mich Überwindung, hinzugehen und seine von der Nudelsuppe feuchte Hand zu schütteln. Es war mir peinlich, dass ich sein Genuschel nicht verstehen konnte. Und noch mehr Überwindung kostete es mich, einige Wochen später hoch in Phettbergs Wohnung zu gehen, die drei Stockwerke über dem Vietnamesen liegt.

Wenn ich ihn in den folgenden Monaten besuchte, war ich immer von einer gewissen Angst begleitet, in welchem Zustand ich ihn diesmal auffinden würde. Und nach jedem Besuch wird mir klarer, dass es nicht einen Phettberg gibt, sondern mehrere. Es gibt den gescheiterten Phettberg, der über den Ausgang der Wahlen philosophiert und mich dabei an einen verwahrlosten Karl Marx erinnert. Es gibt den tobenden Phettberg, der mich beschimpft. Es gibt den depressiven Phettberg, der sich die Bettdecke über den Kopf zieht. Und es gibt den hedonistischen Phettberg, der sich im Winter in eine Hotpants zwängt und ins Theater geht. Einmal wurde Phettberg von einer fremden Frau auf der Straße angesprochen: »Was? Sie leben noch?«

Ja, Phettberg lebt noch. Er schreit der Welt regelrecht entgegen: »Nehmt mich wahr!« Einmal die Woche veröffentlicht er seine *Gestionen*, ein Tagebuch, das er seiner Freundin Elisabeth – »Eze« genannt – diktiert. Die Eze, eine Frau Anfang 50 mit kurzen, grauen Haaren, ist ein sanftes Gemüt. Ohne sie könnte er seinen Alltag nicht meistern, sagt der Phettberg, geschweige denn die Welt wissen lassen, wie es ihm geht. »Gestion« ist frei aus dem Österreichischen übersetzt: die Amtsführung. Und in den *Gestionen*, die regelmäßig ins Internet gestellt werden, erzählt Phettberg von seiner Freundin Elisabeth – »Eze« genannt –, von der Akupunktur beim Dr. Aschauer, seinem fischen Heilmittler Herrn Pape, von Sacherwürsteln mit Kren und Senf. Dafür hat er seine eigene Form des Genderns erfunden. Phettberg schreibt »Wienys« statt Wiener und Wienerinnen, »Nothelfys« statt Nothelfer und Nothelferinnen, »Lesys« statt Leser und Leserin. Und er schreibt »Gotty« statt Gott. Weil, ob Gott ein Mann oder eine Frau ist, das weiß ja niemand so genau. »Ich bin gierig ohne Ende, in Erinnerung zu bleiben!«, diktiert Phettberg der Eze am 5. September 2017. Die *Gestionen* sind Phettbergs Bibel, sein Tor zur Welt.

Phettberg wirft sämtliche Regeln, auf die sich Erwachsene in einer Gesellschaft geeinigt haben, über den Haufen, wie ein ungezogenes Kind. Er isst die Torte nicht mit der Gabel, sondern mit der Hand. Wenn er etwas innerhalb kurzer Zeit nicht bekommt, beginnt er zu schreien. Wird ihm mitten im Gespräch langweilig, dann sagt er das ohne Umschweife. Er ist das Gegenteil unserer eiteln Gesellschaft. Weil ihm völlig egal ist, was andere über ihn sagen oder denken, bringt Phettberg Erwachsenen, die sich an gängige Regeln halten, völlig aus der Fassung.

Eines Tages stehen wir vor dem Friseursalon von Martineo in der Gumpendorferstraße 81. Martineo steckt den Kopf zur Türe heraus.

Ich: »Hätten S' vielleicht noch einen Termin für den Herrn Phettberg?«

Martineo: »Sorry, bin ausgebucht.«

Phettberg faltet die Hände: »Bitte, bitte, bitte, nur zehn Minuten.«

Martineo: »Nein, ich bin voll.«

Phettberg: »Bitte!«

Martineo: »Nein!«

Phettberg: »Bitte, bitte, bitte!«

Ich: »Weißt du was, ich hole dich morgen ab und wir gehen ...«

Phettberg tobt: »Du blöde, blöde, blöde Kuh! Ich kann mich doch nicht schon wieder die Treppe nach unten quälen.«

Hermes Phettberg heißt mit bürgerlichem Namen eigentlich anders: Josef Fenz. Er wird 1952 als Sohn von Weinbauern in Retz geboren, einer Kleinstadt an der tschechoslowakischen Grenze. Nicht weit seines Elternhauses verläuft der Eisenerne Vorhang, der Europa in zwei Hälften teilt. Und genauso gespalten ist auch der junge Josef, der in seiner Kindheit katholisch erzogen wird und Pfarrer werden will. Zunächst arbeitet er für eine Bank, für die niederösterreichische Landesregierung und für die katholische Kirche. Zudem ist er Mitglied der Österreichischen Volkspartei. Letztere kritisiert er heute mit Vorliebe.

1989, als der Eisenerne Vorhang niedergefallen ist, fällt auch die Maske des Josef Fenz. Er beginnt, an sadomasochistischen Kunstaktionen teilzunehmen, und verbringt die Nächte in Szenelokalen der Stadt. Die Historiker Andreas Brunner und Hannes Sulzenbacher, fundierte Kenner der schwul-lesbischen Geschichte Österreichs, verwalten einen Teil von Phettbergs Unterlagen: Tonnen ausgedruckter E-Mail-Korrespondenzen, alte Bücher, persönliche Wertgegenstände. »Meine erste Begegnung mit Phettberg war verstörend«, erinnert sich Brunner: »Ich war in einem Lederlokal, gehe aufs Klo, und da war dieser dicke Mann an die Schüssel angeketet und hat sich den Leuten angeboten.«

Nach und nach schafft sich Fenz ein neues Ich. Er schickt der Stadtzeitung *Falter*, für die er bis heute eine wöchentliche Kolumne schreibt, erotische Kontaktanzeigen. Darin himmelt er einen Buchverkäufer im 1. Bezirk an, den er als

»göttlichstes Sujet Wiens« bezeichnet. Die Anzeigen werden Kult und mit ihnen Phettberg. »Phettberg hat ein oberflächliches schwules Schönheitsideal auf den Kopf gestellt«, sagt Sulzenbacher, »und zwar jenes des glatt rasierten, gepflegten, neoliberalen Trendsetters, der in designten Wohnungen lebt und ins Fitnessstudio geht. Homosexuelle Männer wollten sich in den Neunzigerjahren anpassen.« Brunner fügt hinzu: »Und plötzlich kam da dieser Phettberg mit seinem Schmutz, seiner Fettheit, seinen langen Haaren und machte sein Außenseitertum radikal öffentlich.«

Mit seiner Fernsehshow, die zwischen Juni 1995 und April 1996 auf ORF 2 und 3sat ausgestrahlt wurde, gelang Phettberg der Durchbruch. Kein Showmaster im deutschsprachigen Raum prägte sich einem so ein wie der Phettberg – begonnen bei den Hosenträgern, die sich über den Bauch spannten, bis zu den gelockten Haarsträhnen, die er sich aus dem Gesicht wischte, und dem schiefen Mund, der im Wiener Dialekt sprach, stets begleitet von einem rollenden »R«. Die obligatorische Eingangsfrage »Frucade oder Eierlikör?«, die Phettberg jedem Gast stellte, wurde zu einem Erkennungsmerkmal der Show. Er, ein kugelförmiger Masochist, wurde zum Vermarkter eines Erfrischungsgetränks, das in Deutschland unter dem Slogan »die Heimatlimonade« verkauft wurde.

Heute ist von dem Ruhm wenig übrig geblieben, und die Leute starren nicht mehr, weil Phettberg berühmt ist, sondern weil sie ihn bemitleiden. Eines Samstagnachmittags – der erste Frühlingstag nach dem Winter – gehe ich mit ihm zum Inder essen. Die Kellnerin setzt ein eingefrorenes, tapferes Lächeln auf, während der Phettberg das halbe Essen über seine Lederjacke verteilt und sein Bart safrangelb und curryrot erstrahlt. Wenn Phettberg die Restaurants verlässt, prasseln die Essensreste – Rindfleisch, Eigelb, Kartoffelstückchen – von seiner Lederjacke auf den Bürgersteig. Er verteilt sie auf dem Weg nach Hause wie Hänsel und Gretel die Brotkrumen im Wald.

»Es wäre so praktisch«, sage ich zu Phettberg hinüber, »wenn wir dich nach dem Essen einfach mit einem Gartenschlauch abspritzen könnten.«

Martin: »Wir könnten im Sommer ein Gartenschlauchfest veranstalten.«

Ich: »Und ein paar Männer in Bluejeans engagieren.«

Phettberg gluckst zufrieden und sagt: »Schön wäre das. Absolut schön.«

Dabei wäscht sich der Phettberg gar nicht gern. »In meiner Wohnung möchte ich bis zum Ende stinken«, hat er einmal in seinen *Gestionen* geschrieben. Die Eze akzeptiert das, und dafür liebt sie der Phettberg. »Für mich ist die Eze ein Gottesbeweis«, sagt er, »quasi mein Engel.«

In seiner Wohnung, gelegen in einem prächtigen und zugleich baufälligen Altbau, lebt der Phettberg »seit dem zehnten Jahr nach der Mondlandung«, also schon ziemlich lange.

Beim ersten Besuch bemühe ich mich, durch den Mund und nicht durch die Nase zu atmen, weil es so streng riecht. Phettberg, der ohne Hose am Bett liegt, bittet mich mit einem freudigen »Hallo! Hallo! Herein! Herein!«, näher an sein Bett heranzutreten – er sagt Dinge immer ganz oft hintereinander, damit man ihn besser versteht. Früher trippelten kleine Mäusebeine durch Phettbergs Wohnung. Was für andere eine Schädlingsplage ist, war für ihn eine große Freude. Er stellte den Mäusen in der Nacht heimlich Kuchenstücke vom Bäcker hin. Dann kam der Kammerjäger.

Über die Monate sah ich Phettbergs Wohnung mal mehr, mal weniger im Müll versinken: überall Essensreste, volle Tassen, unzählige Plastiktüten, getragene Wäsche, dreckiges Klopapier und leere Medikamentenpackungen. Trotzdem eine schöne Wohnung eigentlich, denn sie atmet das Flair des vergangenen Jahrhunderts: hohe Decken, Flügelüren, Stück an der Decke. Phettbergs Wohnung ist, sobald man sich an den Geruch gewöhnt hat, ein Museum seiner selbst. Begonnen bei den Bücherregalen, die bis an die Decke reichen, über die alten Filmplakate an der Wand bis zu der antiken Schreibmaschine im Eck und Phettbergs alten Mänteln im Schrank. Und während man so herumwandert, staunend und angeekelt zugleich, kommandiert der Phettberg mit Vorliebe alle herum.

Ich: »Du kannst unmöglich diese Hotpants anziehen. Es ist November!«

Johannes, einer von Phettbergs »Nothelfys«, versucht die Knöpfe der Hotpants zu schließen.

Ich: »Sie ist viel zu eng.«

Phettberg legt sich auf den Rücken, und Johannes versucht die Hose mit Gewalt zuzubekommen.

Phettberg: »Geht doch!«

Seit Phettberg Windeln trägt, braucht er immer jemanden, der sie ihm wechselt. In der Regel halten die Windeln vier Stunden dicht, aber manchmal auch nur zwei Stunden, erklärt die Eze. Einmal musste er in die Kapelle der Barmherzigen Schwestern »brunzen« und bekam Hausverbot.

Josef Fenz ist tot und lebt nur noch am Klingelschild seiner Wohnung weiter. Hermes Phettberg ist vollständig aufgegangen in der Figur, die er sich selbst geschaffen hat. Ächzend quält er sich vom fleckigen Bett zu mir ans Fenster, nimmt in einem roten Fauteuil Platz und sagt: »Ich will noch nicht sterben!«

Ob er an Gotty glaube, frage ich.

»Ich hätte gerne, dass es einen Gotty gibt, damit ich ewig weiterleben kann«, nuschelt er.

Wozu braucht ein Schwuler einen Gotty?

»Die Kirche ist homophob, aber ich nicht. Ich bin total geil auf Männer. Und die Kirche soll halt scheißen gehen«, sagt Phettberg.

»Wollen wir morgen zu den Barmherzigen Schwestern gehen und schauen, ob dein Hausverbot noch gilt?«, frage ich.

»Ja, das wäre schön«, sagt Phettberg.